

Der Tollhäufler

Uebersetzt von Anna Kellner.

(14. Fortsetzung).

Man hält ihn für einen sehr intelligenten und vielversprechenden jungen Mann, das will auch sehr viel sagen, besonders in Deutschland, wo die Mehrzahl der Aristokraten so blaß ist.

„So, Mama?“
„Gewiß, mein Kind. Und vergleiche den Baron einmal mit unsern jungen Leuten!“ sagte die Gräfin triumphierenden Tones. „Da wirst du gleich einen Unterschied sehen. Schau' die zum Beispiel den Freund des Barons, den Mr. Bunker an, der so, wie ich gern zugeben will, ein sehr netter und unterhaltender Mann ist, aber schau' die den Unterschied an!“
„Morin besteht der Unterschied, Mama?“ fragte Alicia.
„Morin er besteht?“ wiederholte die Gräfin. „Nun, in — in — in dem gebildeten Auftreten, in der guten Bildung!“
„Hältst du Mr. Bunker nicht auch für gebildet, Mama, und von guter Welt?“
„Gewiß, er ist ein netter, unterhaltender Mensch, aber du darfst nicht vergessen, daß der Baron in seiner Muttersprache sicher ebenso unterhaltend sein wird. Mr. Bunker hat eine oberflächliche Kenntnis von allen Tagesfragen, aber der Baron sprach mir über eine halbe Stunde von dem — von den Beziehungen — ich weiß nicht mehr von welchen Beziehungen in Deutschland zu — zu — ich kann dir berichten, er besitzt sehr gründliche Kenntnisse, Alicia.“

„Und die Gräfin blühte ihre Tochter zärtlich an, dann hand sie plötzlich auf, küßte sie liebevoll und fuhr fort: „Mein liebes, liebes Kind! Er ist alles in allem ein sehr begehrenswerter junger Mann. Und meine Alicia könnte . . .“

Sie unterbrach sich; wahrscheinlich hielt sie die, von der Natur dazu geneigt war, alles rasch und entschlossen zu Ende zu führen, sich in diesem Punkte doch für ein wenig zu voreilig. Sie gab also Alicia noch einen zärtlichen Kuß und sagte vernünftig: „Aber es wird spät, und wir wollen doch unsern Spaziergang machen! Wir dürfen die beiden Herren nicht so entlassen. Uebrigens hab' ich auch eine sehr interessante Diskussion mit Mr. Bunker in der Mitte abbrechen müssen, auf deren Fortsetzung ich mich wirklich freue.“

Die arme Lady Alicia wußte nicht, was sie den A. sollte; jedenfalls war sie eckelhaft, bei ihrem nächsten Zusammentreffen mit dem Baron den Plänen ihrer Mutter keine Nachbahrung zu geben. Sie konnte freilich nicht verhindern, daß ihre Mutter es arrangierte, an dessen Seite sie spazieren ging, aber das hand bei ihr selbst die Lebenswürdigkeit des Barons sollten auf steinigem Boden fallen.

Doch sie hatte ein weiches Herz. Der verliebte Baron, der sich im lieblichen Himmel befand, war so liebenswürdig und ritterlich, daß Lady Alicia schon nach einer halben Stunde ihrem strengen Entschluß untreu wurde. Er erzählte ihr herab von seinen Reisen, von seinen Abenteuern, sagte treuherzig seine Meinungen über verschiedene gesellschaftliche und politische Angelegenheiten, und endlich kam auch das Familiengespenst an die Reihe und die Herrlichkeiten Bayerns. Und Alicia hörte ihm mit einem Interesse zu, das ihm rührend erschien.

„Ich wundere mich“, sagte sie ungeschickt, „daß Sie in England etwas finden, was Ihre Bewunderung wert ist — ich meine, mit Bayern verglichen.“

„In meiner Heimat vermisse ich zweierlei“, antwortete er mit einer Handbewegung gegen den Horizont. „Das eine ist — wie sagen doch Ihre Dichter? — das alte, heilige, ewige Meer, das andere“ — und er legte die Hand auf das Herz — „ist Lady Alicia A. Frey.“

„Es gibt Menschen, auf die das Gefühl anflandend wirkt, wie auf andere das Gefühl. So kam es, daß die Antwort des jungen Mädchens auch viel weicher war, als sie beabsichtigt hatte, um so mehr, als sie das Kompliment des Barons nur für eine leere Redensart hielt. „C, mich dürfen Sie nicht einschließen“, sagte sie; „ich bin doch keine große Anziehung! Haben Sie sonst keinen Menschen oder irgend etwas in London gefunden, was Ihre Bewunderung erregte?“

„Möge ich, was mir gefiel“, antwortete der Baron, „was mich vorübergehend entzückte, aber nichts, was in meiner Erinnerung fortleben wird, wenn ich wieder in meiner Heimat bin.“

Der Baron feuchte, und Alicia lächelte sich verpflichtet, ihm mit seiner feineren Freundlichkeit zu sagen: „Der Gedanke, daß Sie mich — uns nicht ganz vergessen werden, ist uns natürlich sehr angenehm.“

„Das haben Sie wahrhaftig nicht zu befürchten, Lady Alicia.“ Lady Alicia hatte die Empfindung, daß das Gespräch eine gefährliche Wendung nehmen könnte, und so rief

sie plötzlich aus: „Wo auch der Dampfer dort hinfährt!“

Der Baron blühte auf das Meer hinaus, jedoch nicht mit dem tiefsten Interesse, das man an einem herrlichen Anblick des Meeres, des alten, heiligen, ewigen Meeres hätte voraussetzen dürfen.

„Bereute er auf die Frage der Lady Alicia: „Aha!“ Einige Schritte hinter ihnen folgte die Gräfin mit Bunker. Lady Gräfin teilte ihre Aufmerksamkeit gleichmäßig zwischen dem angenehmen Unterhalt Bunkers und dem erfreulichen Anblick des jungen Paares.

„Erst spät abends trennten sich die Damen von den Herren. Diese begaben sich in ihren Salon, wo Bunker sich auf dem Sofa ausstreckte, während der Baron in ungewohnter Stille saß. Mehrmals warf er einen unruhigen Blick auf seinen Freund, als bedürfte er freundlichen Zuspruchs, um sein Herz auszusprechen. Endlich wurde ihm das Schicksal unerträglich.“

„Bunker!“ rief er aus, indem er seinen ganzen Mut zusammenraffte. „Bunker, der ein wenig eingeengt war, öffnete die Augen und setzte sich Bunker! „Ja, bin verlobt!“

„Bunker lächelte und legte sich wieder hin.“

„Ich bin auch verlobt gewesen“, antwortete er.

„Jetzt sind Sie's nicht mehr?“ fragte der Baron.

„Nein, nicht.“

„Warum sagen Sie leidet?“

„Weil eine Tochter ohne Zustimmung eines mit der Zeit verheiratet langweilig wird.“

Der Baron lächelte ein wenig albern.

„Ich fürchte“, sagte er, „ich habe die Illusion.“

Eine kleine Pause trat ein, dann rief er entschuldigend aus: „Aber, sagen Sie, Bunker, ist sie nicht reizend? Wenn sie mir nur ihre Gegenliebe schenken wollte, dann wäre ich der glücklichste Mensch unter der Sonne.“

„Sie haben jedenfalls nicht viel Zeit verumt, Baron.“

„Halb melancholisch, halb vergnügt schüttelte der Baron den Kopf.“

„Denn Sie aber auch sicher, daß es diesmal die wahre Liebe ist?“ fragte Bunker den Freund.

„Vollkommen sicher“, antwortete der Baron mit der Festigkeit eines Märtyrers.

„Es gibt so viele Nachahmungen“, meinte Bunker.

„Nicht so täuschende“, versetzte der Baron, „daß man sich davon irretellen läßt.“

„Hahahah!“ lachte Bunker. „Die Symptome im ersten Stadium sind allen Nachahmungen eigentümlich, wenn die Variationen auch zahllos sind. Ich selbst habe an acht verschiedenen Formen dieses Leibes gelitten. Erstens die Jugendbegeisterung, dann das sinnliche Verlangen, dessen Begleiter eine gewisse erotische Letztstufe ist, dreitens die platonische Liebe, die wenigstens zwei Unterabteilungen hat . . .“

„Halt! Genug!“ rief der Baron lächelnd aus. „Der Teufel auch, da muß ich mein Herz wirklich genau prüfen. Und doch, Bunker, bin ich schon jetzt davon überzeugt, daß meine Liebe die wahre, die echte ist.“

„Das sind sie alle, mein lieber Freund. Aber tun Sie, was Sie nicht lassen können.“

IV.
Es war um die Mitte des folgenden Tages. Die Gesellschaft sah schon beim Lunch, nur der Baron fehlte. Als er endlich etwas verspätet erschien, hielt er einen offenen Brief in der Hand.

„Ich habe soeben einen Brief von einer Familie erhalten, an die ich ebenfalls von unserem Gefandten empfohlen bin“, sagte er, indem er seinen Platz einnahm; „sie ladet mich auf ihr Landgut ein; aber ich werde die Einladung wohl nicht annehmen.“ Nach diesen Worten warf er einen vertriebenen Blick auf Lady Alicia, der, wie die wackelnde Mutter deutete, die Ursache der beabsichtigten Ablehnung betriebe.

„Wer ist's denn?“ fragte Bunker. „Sir Richard Brierley of Brierley Park in Hampshire?“

„Wie es Ihnen beliebt, Baron“, versetzte Bunker mit einem Blick auf Alicia.

Der über die Mähen verliebte Baron hatte bereits mit Schreden an die Stunde der Trennung gedacht und war nicht wenig froh, daß sich jetzt alles so günstig gestaltete. Er war in so guter Laune, daß er die ganze Welt hätte umarmen mögen.

Nach dem Lunch gingen sie alle spazieren; während nun der Baron mit Lady Gräfin sprach, waren Lady Alicia und Bunker vorausgegangen, aber so rasch, daß sie nur außer Hörweite waren. Der Baron machte ein langes Gesicht. Inzwischen trugte Bunker seine Begleiterin: „Soll ich auch mit nach Hampshire gehen, Lady Alicia?“

„Es kommt darauf an, ob Sie Lust dazu haben“, antwortete das junge Mädchen.

„Nun, die Trennung von dem Baron würde mir leid tun.“

Lady Alicia hatte eine andere Antwort erwartet, und tatsächlich hatte Bunker auch eine andere Antwort geben wollen, aber sich dann doch überlegt.

„Wenn Sie sich so schwer vom Baron trennen könnten“, versetzte Lady Alicia, „dann müssen Sie ihn freilich begleiten.“

„Gewiß fällt es mir schwer, einen so reizenden Menschen wie den Baron zu verlassen — können Sie da nicht mit mir fühlen?“

„Ich finde ihn sehr nett, Lady Alicia.“

„So?“ sagte das junge Mädchen im gleichgültigsten Tone von der Welt; einen Augenblick später wechselte das Thema.

Dem Baron wurde es inzwischen immer schmerzlicher zumute. Er fand es nur natürlich, daß es Bunker ein Vergnügen war, mit dem entzückendsten Geschöpf unter der Sonne ein wenig zu plaudern; vielleich bestand er es bei dieser Gelegenheit sogar, geschick für ihn einzutreten. Trotzdem war dem Baron sehr unbehaglich zumute.

Der Gedanke, welches Glück der hübscheste Mensch, der so geistreich zu plaudern, so liebenswürdig zu lächeln suchte, brühte ihn nieder, und er wünschte im stillen, daß Bunker seine Künste an Lady Gräfin verwenden hätte. Diese war in Folge des Sturmschrittes, den der Baron befuhr, Ueberholung des Barons eingeschlagen hatte, ziemlich erschöpft und atemlos, vielleich auch ein ganz klein wenig lächer Laune.

„Wästen wir wirklich so laufen, Herr Baron?“ fragte sie endlich.

„Ach, entschuldigen Sie, Frau Gräfin“, erwiderte er; „ich habe ganz vergessen . . .“

Er verlangsamte seinen Schritt, eine Minute später schlug er jedoch wieder ein beschleunigtes Tempo ein.

„Ich habe Ihre letzte Bemerkung nicht recht . . . verstanden“, sagte Lady Gräfin fast lachend.

„Ach ja . . . ich sagte . . . ich weiß es wirklich nicht mehr, Frau Gräfin“, erwiderte der Baron.

„Nein, Herr Baron, ich kann wirklich nicht weiter“, sagte Lady Gräfin in entschiedenem Tone. „Bitte, kehren wir um, die andern werden schon nachkommen.“

Der unglückliche Baron hatte durch sein hitziges Laufen keine andere Wirkung erzielt, als daß selbst die mütterliche Stimme im Herzen der Gräfin verstummt, so müde war sie. Er litt Fieberqualen, denn es dauerte anderthalb Stunden, bevor Lady Alicia und Bunker wieder zum Vorchein kamen. Am Abend schrieb der Baron an Sir Richard Brierley, daß er die Einladung dankend annehme, erwählte aber nichts davon, daß er gern noch einen Freund mitbringen möchte.

In der folgenden Woche war der Baron so vielen Gemüthsstimmungen unterworfen, als der Tag Stunden hat. Er unternahm Spaziergänge mit Lady Alicia, ritt und fuhr mit ihr und suchte zu diesem Zweck die romantischsten Orte der Umgebung von St. Egbert's aus. Er kaufte sich eine ganze Menge Gostellen und versuchte dieses gefährliche aller Spiele für Männlein und Weiblein unter ihrer Leitung zu erlernen; er zerbrach mit der Zeit jede einzelne Kelle in seinem Besitz und hieb sämtliche Mädchen in den Spielplatz, nur das Herz der Lady Alicia vermachte er, wie es schien, nicht zu verwerfen. Es kam immer wieder ein Moment, in dem ihm sein Mut verließ, und diese verhängnisvolle Pause beunruhigte sie jedesmal, um mit der unschuldigen Miene von der Welt ein anderes Thema anzuschlagen.

Zuweilen erfüllte ihn heftige Eitelkeit; warum war sie gerade an jenem Tage, da er sein Schicksal erfahren wollte, mit Bunker verschwunden? Er hatte zwar jeden Morgen den seltenen Anschluß, sich Geistesfreiheit zu verschaffen, aber damals hätte er ganz bestimmt der Ungeheuerheit ein Ende gemacht. Und dann kam noch eine gauerisch schöne Mondnacht — und auch da mußte er mit der mühsameren Gesellschaft der Lady Gräfin vorlieb nehmen.

Seinen Besuch in Brierley Park erwählte er mit keinem Wort, er vermied es sogar, mit seinem einzigen Besterfreund davon zu sprechen.

„(Fortsetzung folgt.)“

Am Neigen des Regens.

Von J. Warner.
Es tummeln sich im tollen Tanz Die Tropfen wiebelnd durch die Luft Und plumpfen klatschend in den Teich, Trüppelnd auf den Uferband. Sie sprühen in alle Winkel Mut Und rinnen längs der Mähen hin Und lauten lustig übers Raub, Vorbei an Sähen Blütenmund, Sind, hind an Gras und Gerab; Schon flüht der grüne Reih, der Staub; Ihr flühter, heiter Blütenmü. Erfüllt die Welt mit Liebesmut. Da red' ich fied die flache Hand — Oh, wie das Köstchen nicht und pufft Der Neigen scheint ein Larzentrang.

Der vierte Mann.

Stimme von Maurice Prager.

Zu den Stammgästen, die abendlich im Café de la Terrasse beisammen saßen, gehörten die drei Junggesellen Pierre, der Steuerbeamte, der Tierarzt Gabourin und der Gerichtsetzler Valentin. Das kleine Provinzialstädtchen Montamoury zählte über tausend Einwohner, ruhige, häusliche, sparsame Bürger, die sich des Abends im Sommer in Gesellschaft der Nachbarn auf der Bank vor der Tür und im Winter im trauten Stübchen nach des Tages Mühen ausruhten und sich den Luxus, ins Café zu gehen, nur bei besonderen Gelegenheiten erlaubten.

Die drei Junggesellen aber fühlten sich nur im Café de la Terrasse heimlich, wenn sie ihren Abtritt oder ihr Bier tranken, dem sie tüchtig zusprachen, rauchten dabei ihre Pfeifen und waren außerdem leidenschaftliche Spieler, die bei den Karten die Sorgen und Unannehmlichkeiten ihrer Tagesbeschäftigung vergaßen. Jedoch der Umstand, daß sie nur drei waren, bebrühte sie täglich aufs neue. Zu einem ausgiebigeren Spiel, zu ihrem herrlichen und interessanten L'hombré gehörte ein vierter, der neue Finesse, neue Züge hineinbrachte.

Um den vierten Mann zu gewinnen, forderten sie alle Junggesellen des Städtchens auf, überhäufen sie mit Einladungen und Aufmerksamkeiten, aber alles war umsonst, alle Ausgebungen für Lagen Bier und Litré weggenommen. Der Apotheker Collier war während acht Tagen an ihrem Tisch erschienen, aufregende und erregende Spiele wurden in diesen acht Tagen gemacht, aber am neunten Abend hatte Collier ein Spiel, das er sicher zu gewinnen glaubte, verloren — der zweite Bude war ihm geschnitten worden — und er geriet darüber derartig in Wut, daß er einen Siphon auf der Erde zertrümmerte, eine derartige Spielerei für unehrerklärte und die Tür hinter sich hart ins Schloß warf.

Er war nie wiedergekommen. Eines Abends erschien im Café de la Terrasse ein anständig gekleideter Herr in den vierziger Jahren, der mit größter Höflichkeit grüßte.

„Aha“, murmelte Pierre.

„Wer mag das wohl sein?“ fragte Gabourin.

Der Unbekannte ließ sich in der Nähe der Spieler nieder, bestellte einen Whisky, verfolgte während einiger Zeit das Spiel und ging fort.

„Es wird wohl ein Reisender gewesen sein“, vermutete der Wit.

Am nächsten und folgenden Abend erschien der Herr ebenfalls wieder. Das war in der Tat ein Ereignis. Valentin hatte auf seinen Erdkundisungswegen erfahren, daß der Unbekannte Rentier sei und seit acht Tagen im Hotel zur Sonne wohne. Dupont heüte und beschloß, sich während im Städtchen niederzulassen. Am nächsten Abend sah Herr Dupont wieder erschien, verstand Pierre es, mit ihm eine Unterhaltung anzuknüpfen, und schließlich nahm er auf seine Bitte an ihrem Stammtisch Platz. Gabourin gab zur Feier dieses Ereignisses eine Luge Bier zum besten, Herr Valentin folgte dem Beispiel, denn sich schließlich auch der Wit anschloß. Aber Dupont spielte den Noblen und ließ eine Flasche Champagner ausschütten. Man ließ anfrant und stieß wieder an. Herr Pierre erzählte einen lustigen Schwanz, Gabourin eine noch lustigere Anekdote und schließlich erachtete Herr Valentin den geeigneten Zeitpunkt für gekommen, um plötzlich mit der Frage herauszukommen: „Spielen Sie auch L'hombré, Herr Dupont?“

„L'hombré und viel!“ antwortete der Rentier mit Begeisterung.

„Dann machen wir, wenn es Ihnen angenehm ist, eine Partie.“

„Los! Schnell!“ schrie Gabourin fröhlich.

Und es wurde ein andauerndes, abwechslungsreiches Spiel. Sie waren so vertieft, daß sie bis tief in die Nacht hinein spielten und nur zum Essen kurze Zeit aussetzten. Ein neues wundervolles Leben begann; sie hatten endlich den ersten vierten Mann! Geistesreich, wichtig, ein stets angenehmer Gesellschaftler, vorzüglicher Spieler, ausdauernder Trinker, kurz ein Mustermensch.

Herr Dupont hatte ein Geschäft in Paris gehabt, sich ein kleines Vermögen erparat und beschloß nun, sich in einer kleinen Stadt anzusiedeln. Er hatte es nicht gerade so eilig damit, aber wenn sich eine günstige Ge-

legenheit böte, würde er ein kleines Häuschen mit großem Garten kaufen und sich darin gemütlich einrichten. Inzwischen lebte er im Hotel, was ihm aber nicht besonders gefiel. Und so nahm er ohne Umstände die freundliche Aufforderung Gabourins an, eins seiner Zimmer zu beziehen und da es ihm auch langweilig war, allein zu speisen, dinierte er bald bei dem einen, bald bei dem anderen Herrn.

Er spielte L'hombré geradezu grandios, machte außerdem die großartigsten Kartenzustände, war ebenso hervorragend im Billardspiel, kurz er war ein Tausendfüßler, der eben alles konnte.

Herr Valentin wollte ihn mit aller Gewalt zum Stadtverordneten oder wenigstens Beisitzenden vorschlagen.

Eines Abends erschien Herr Dupont sehr niedergeschlagen im Café de la Terrasse und nach der Ursache seiner Verstimmung gefragt, erklärte er schließlich: Er wäre gezwungen, schleunigst nach Paris zurückzukehren, sein Nachfolger bestünde sich in augenblicklichen Geschäftsschwierigkeiten und stehe unmittelbar vor dem Konkurs, wenn er nicht innerhalb 48 Stunden einen fälligen Wechsel von 6000 Francs einlösen könne. Da er ihm selbst mehrere Gefälligkeitsakzepten gegeben habe, so würde er alles verlieren, wenn der Konkurs angemeldet würde. Er verfüge hier nicht über so viel flüssiges Geld und wäre deshalb genötigt, nach Paris zu fahren, um sich bei seinen Freunden solches zu beschaffen. Er bedauere sehr, die ihm so angenehme Gesellschaft, wenn auch nur auf unbestimmte Zeit, verlassen zu müssen. Aber diese schrecklichen Geschäfte, am Ende müßte er das feingehauchte noch wieder selbst in die Hand nehmen.

Pierre, Gabourin, Valentin waren ganz niedergeschlagen und bestürzt. Dieser famos vierte Mann, der ihnen sozusagen vom Himmel gefallen war, wollte sie plötzlich wieder verlassen! Die Angst wieder wie früher nur zu dritt zu spielen, drückte sich ordentlich auf ihren Gesichtern aus.

„Müssen Sie wirklich reifen, Herr Dupont, Sie spöhen doch nur?“ meinte Pierre betrübten Tones.

„In der Tat muß ich fort — das Geschäft geht vor“, antwortete Dupont, „aber seien Sie versichert, daß ich daswegen ebenso betrübt bin wie Sie.“

„Senden Sie doch Ihrem verdammten Nachfolger die 6000 Francs, damit er sich allein aus dieser unglücklichen Klemme herausbringt!“ rief Gabourin.

„Sie haben gut reden. Wenn ich das vermaledeite Geld hätte! Ich habe mein ganzes Vermögen im Geschäft stehen lassen, da ich meinen Nachfolger als ehrlichen Mann kannte und Verleufte nicht zu befürchten hatte.“

Gabourin nahm wieder das Wort: „Herr Dupont, ich werde Ihnen einen Vorschlag machen. Wollen Sie, daß wir Ihnen die 6000 Francs vorschicken? Ich bin überzeugt, Pierre und Valentin werden sich mit anschließen. 6000 Francs ist ja kein so großes Kapital, und Sie werden sie uns in sechs Monaten zurückerstatten. Nicht wahr, Sie nehmen unser Anerbieten an, und auf diese Weise bleiben Sie bei uns.“

Pierre und Valentin stimmten dem Vorschlag bei. Aber Dupont wollte nichts davon hören. Nein, nein, daran wäre nicht zu denken. Er hätte nie Schulden gemacht und wolle jetzt mit seinen 47 Jahren nicht damit anfangen.

„Es soll auch kein Darlehn sein“, drang Gabourin in ihm ein, „es ist ja nur ein kleiner Dienst, den wir Ihnen und uns leisten und damit basta! Also zieren Sie sich nicht lange und sagen Sie ja!“

„Es geniert mich doch schrecklich — in der Tat — es ist mir peinlich —“ meinte Dupont unerschlüssig, nahm aber schließlich doch an.

Am nächsten Tage um fünf Uhr überreichten ihm seine Freunde die verprochenen Summe und er dankte mit gerührter Stimme. Sie machten darauf eine Partie. Dupont spielte wie noch nie und gab schließlich bei auf Anfang ihrer Bekanntschaft eine Flasche Champagner zum besten.

Er hatte es ja auch gar nicht so eilig. Der letzte Zug nach der Hauptstation ging er um 12.16 Uhr nachts ab — er mußte diesen wohl genommnen haben — Pierre, Gabourin, Valentin sahen ihn und ihre 6000 Francs niemals wieder und mußten fortan aus dem vierten Mann verzichten.

— In der Instruktionssunde. Unteroffizier: „Was kann passieren, wenn der Lauf des Geschwezes nicht ordentlich gereinigt ist?“
Retrut Wüde: „Der Schuß könnte fieden bleiben!“
Unteroffizier: „Falsch!“
Retrut Wüde: „Die Finte könnte plagen!“
Unteroffizier: „Falsch!“
Retrut Wüde: „Der Schuß könnte hinten rausgehen!“
Unteroffizier: „Alles Quatsch!“
Retrut Wüde: „Wenn Ihr Himmelhunde Cure Gegendre nicht ordentlich pugt, dann kann passieren, daß ich Euch eine ganz gehörige Ohreife appliziere (appliziert)!“



Schwarz und weiß immer noch sehr beliebt. — Das Kostüm in weiß und schwarzen Schattierungen ist immer noch so elegant und sieht allgemein so gut zu Gesicht und ist dabei für so viele Gelegenheiten zu gebrauchen, daß es von einer zur anderen Saison in Mode bleibt. Das hier abgebildete Kostüm ist aus schwarzen Kanndonne, ein Seide und Barchend Gewebe, das jetzt sehr populär ist. Der Trachten Rock, das Jacket etwas blauenartig auf eine hohe Taillelinie gebracht und die dunkle Kette aus weiß sind alles moderne Dinge. Die Fäden auf dem Hut sind tragisch angebracht und zu dem Kostüm werden Knopfschle aus Lackleder getragen.

Der Ruß.

Der Ruß ist so alt wie die Menschheit, und er wird in Ehren bleiben, so lange es auf dieser Erde Menschheit gibt. Er geht mit ihnen durch Freud und Leid des Daseins, streift die blühende Jugend und berührt das herbende Antlitz als ein Zeichen der Liebe und Freundschaft. Gar viel ist über den Ruß geschrieben und gesungen worden, und gar mannigfaltig sind die Erklärungen über sein Wesen. Am treffendsten erklärt ihn wohl Paul Verlaine „als die feurige Begleitung auf der Lastatur der Zähne zu den lieblichen Lieben, die die Liebe eines brennenden Herzens singt.“ Nicht überall bei den Völkern erfreut sich indessen der Ruß gleicher Beliebtheit. Darwin hat festgestellt, daß manche Völker ihn überhaupt nicht kennen, z. B. die Feuerländer, die Neuseeländer, die Eingeborenen von Tahiti, die Papuas, die Somas in Afrika und die Eskimos. Bei anderen Völkern wieder, zum Beispiel bei gewissen finnischen Stämmen, gilt er für unehrerwürdig; E. W. Taylor erzählt, eine finnische Frau habe ihm auf seine Verheuerung, daß in England Mann und Frau sich küßten, geantwortet, wenn ihr Mann das probierte, so würde er mindestens eine Woche darunter zu leiden haben. Aus dem Altertum erzählt Valerius Maximus als Merkwürdigkeit, daß die numidischen Könige nicht küßten. Die Völker, die den Ruß nicht kennen, haben fast seiner zumeist andere Sitten, um mit der geliebten Person in nahe Berührung zu kommen: sie ersehen den Ruß, indem sie die Nasen aneinander reiben und drücken, so die Neuseeländer und Lappländer und afrikanischen Negervölker; andere, indem sie sich die Arme klopfen; bei noch anderen Völkern streichelt man das Gesicht mit den Händen. Die Chinesen — überhaupt die mongolische Rasse — küßten sich ebenfalls nicht in unserem Sinne. Bei den indogermanischen Völkern dagegen ist der Ruß eine allhergebrachte Sitte. Während er bei den germanischen Völkern fast ausschließlich das Zeichen eines herzlichen Verhältnisses zwischen Mann und Mann ist, kommt er bei den Romanen und Slaven auch vielfach als Begrüßungskuß vor.

Geremonielle Küsse sind schon frühzeitig im Gebrauch gewesen, so der altägyptische Friedenskuß, der noch im Diergrab der griechischen Kirchen erhalten ist; vielleich stammt auch die englische Sitte des Weichnackts und der Kuß am Oberortage in Rumänien von diesem Gebrauche ab. Im Mittelalter ersetzte der ein sogenannter Lebenskuß, der bei Uebernahme eines Lebens und bei Abschluß eines Vertrages erfolgte und in dem heutigen Verlobungskusse erhalten geblieben ist.

Der Ruß ist ein Massenartikel; wenn ein findiger Finanzminister es erreichen könnte, die Küsse, wenn auch nur pro Stück mit einem Cent, zu besteuern, er könnte alle übrigen Di-

Ursachen der Zahnfäule.

Die wahre Ursache der zunehmenden Zahnfäule findet Dr. Kunert aus Breslau in unserer heutigen üblichen Art der Ernährung, die arm an Nährstoffen, vor allem zu arm an Kalk- und Eisenfalsen ist. Wir genießen die meisten Nahrungsmittel heute in verfeinertem, verflüchtetem Zustande, nicht so, wie die Natur sie uns bietet. Wir essen nur seine Schuppen, seinen Gries, geschälten Reis, vor allem aber nur noch Weizenbrot und Weizengebacke, statt, wie unsere Vorfahren, grobe Graubrot, ungeschälte Erbsen, groben Reis und vor allem ein gutes Schwarzbrot aus dem ganzen Getreidetrock zu genießen. Es überwiegen in unserer Ernährung allerlei geballte Weiz- und Genußmittel, während wir uns von genuß- und kraftverleibenden derberen Nahrungsmitteln abwandeln haben. Aber noch andere Ursachen sind für den Mangel an Nährsalzen verantwortlich zu machen, die oft falsche Art der Nahrungszubereitung, der zunehmende Genuß von weichem, kaltem Wasser, die Abnahme der Stillsichtigkeit der Frauen, die Zunahme des Fleis- und Zuckerkonsums.